

Die Wirklichkeit nachholen

Meine Frau verarbeitet Erlebtes anders als ich. Sie braucht Gesprächspartner. Das ist keine freundliche Zugabe, kein geselliges Bedürfnis nach einem anstrengenden Tag. Sie braucht das Gespräch, damit das Geschehene für sie Gestalt gewinnt. Sie erzählt, hört sich selbst sprechen, bemerkt an der Reaktion des anderen, was sie getroffen, geärgert oder gefreut hat. Manchmal wird ihr erst im Erzählen deutlich, was eigentlich geschehen ist.

Eine Zeit lang erklärte ich mir den Unterschied sehr einfach: Sie ist eben anders. Sie ist ja auch eine Frau.

Dann kam eines Tages Barbara ins Lehrerzimmer. Barbara war eine meiner Lieblingskolleginnen. Sie öffnete die Tür und rief, noch bevor sie richtig im Raum angekommen war:

„Ich will nicht mehr mit Frauen arbeiten!“

Ich lächelte und antwortete:

„Barbara, du bist selbst eine.“

Sie hielt kurz inne.

„Ich weiß ...“, sagte sie nun etwas milder.

Damit war nicht geklärt, was sie erlebt hatte. Vermutlich gab es dafür gute Gründe, Ärger und Verletzungen. Aber ihre Verallgemeinerung hatte einen Riss bekommen. Sie selbst passte nicht in das Bild, das sie gerade entworfen hatte.

Und auch mein Bild geriet ins Wanken. Vielleicht brauchen nicht Frauen das Gespräch und Männer das stille Nachdenken. Vielleicht gibt es einfach verschiedene Weisen, Erlebtes in Erfahrung zu verwandeln.

Denn Erlebtes ist noch keine Erfahrung.

Etwas geschieht. Ein Mensch sagt einen Satz. Eine Tür fällt ins Schloss. Ein Abend gelingt. Ein Gespräch misslingt. Wir erschrecken, freuen uns, wehren uns, gehen nach Hause. Aber das Geschehen ist uns innerlich oft noch gar nicht gefolgt. Es liegt irgendwo hinter uns, unfertig, ungeordnet, manchmal kaum bemerkt.

Die Seele ist noch nicht nachgekommen.

Meine Frau holt das Erlebte im Gespräch ein. Ich tue es häufig im Schreiben. Ich kehre zu einer Szene zurück, suche nach einem Wort, verwerfe es, stelle einen Satz um und bemerke dabei, dass ich etwas ganz anderes erlebt habe, als ich zunächst glaubte. Das Schreiben hält den Augenblick fest, aber es konserviert ihn nicht. Es setzt ihn noch einmal in Bewegung.

Schreiben ist eine mögliche Form des Nach-Denkens. Der Bindestrich ist wichtig. Denken kommt dem Geschehen nach. Es versucht, das einzuholen, was schneller war als unsere Begriffe.

Das wurde mir nach einem Abend bei Uschi und Hubert in den Theklafeldern in Leipzig deutlich. Wir kannten einander kaum. Sie empfingen den Gast aus dem Westen mit einer Herzlichkeit, die nichts Vorbereitetes und nichts Vorzeigbares hatte. Es war einfach schön, wie wir uns annäherten, Wort für Wort, Szene für Szene.

Nur eine Stelle tat weh. Politik.

Nicht Hubert und Uschi hielten es aus, nicht ihre erwachsene Tochter, und ich auch nicht. Schließlich beschlossen wir, dieses Thema auszusparen. Wir retteten den Abend, aber wir ließen eine Wunde zurück.

Zu Hause konnte ich die Szene nicht einfach ablegen. Gerade weil menschlich alles gestimmt hatte, trug mein Begriff nicht mehr. Ich hatte Demokratie, Aufklärung und Emanzipation verteidigen wollen. Aber die Wörter schufen keinen gemeinsamen Raum. Sie wurden zu Besitzständen, die sich gegenüberstanden.

Also begann ich noch einmal von vorn. Ich las über die deutsche Aufklärung und entdeckte, wie stark ihre Geschichte mit dem heutigen Osten verbunden war. Ich lernte, dass vieles, was der Westen später als seinen Besitz betrachtete, dort eine ältere und dauerhafte Heimat hatte. Ich sah, dass Emanzipation der Frau einmal vor allem Bildungsgerechtigkeit für Mädchen bedeutet hatte und dass sich dieser Weg nach 1945 in unterschiedliche ost- und westdeutsche Entwicklungen aufspaltete.

Uschi und Hubert hatten meine Begriffe nicht widerlegt. Sie hatten keine Gegentheorie vorgetragen. Aber die Begegnung hatte gezeigt, dass meine Begriffe eine Wirklichkeit nicht mehr erschließen konnten, die mir kostbar geworden war.

Das Nach-Denken machte aus diesem Schmerz eine Erfahrung.

Ohne diese zweite Bewegung wäre der Abend vielleicht nur eine Anekdote geblieben: nette Leute, politisch leider schwierig. Mein altes Bild hätte sich rasch wieder geschlossen. Erst das Erinnern, Lesen und Schreiben ließ die Szene weiterarbeiten. Der Begriff musste nicht verschwinden. Er musste lernen.

Vielleicht liegt darin die Wirklichkeitsfähigkeit unserer Gedanken. Nicht darin, dass sie niemals erschüttert werden. Sondern darin, dass sie sich verändern können, wenn das Erlebte nicht mehr zu ihnen passt.

Aber diese zweite Bewegung scheint uns zunehmend verlorenzugehen.

„Dafür habe ich keine Zeit“, sagen selbst langjährige Freunde. „Weißt du, was ich im Moment alles zu tun habe?“

Und wenn endlich Urlaub ist, heißt es: „Jetzt möchte ich einmal abschalten.“

Das ist verständlich. Erschöpfung braucht Ruhe. Ein Mensch kann nicht jede Erfahrung sofort durchdringen. Manches muss einfach liegen bleiben. Aber wenn die Arbeitszeit vollständig dem Funktionieren gehört und die freie Zeit vollständig dem Abschalten, dann verschwindet eine dritte Zeit: die Zeit, in der das Leben eingeholt wird.

Karl Steinbuch schrieb schon in den Siebzigerjahren von der maßlosen Informiertheit und der Enteignung unseres Denkens. Heute werden wir nicht nur mit Informationen versorgt. Wir bekommen zu fast jedem Ereignis sofort die fertige Deutung geliefert. Noch bevor wir wissen, was wir selbst erlebt haben, wissen wir bereits, welcher Gruppe wir die Schuld geben, welches Gefühl angemessen ist und welcher Begriff anzuwenden wäre.

Die Bilder sind schneller als die Erfahrung.

Nach-Denken tut deshalb Not. Nicht als unablässiges Grübeln. Nicht als Pflichtübung des Intellektuellen. Es kann ein Gespräch am Küchentisch sein, ein Spaziergang, ein Gebet, ein Brief oder eine Seite im Tagebuch. Entscheidend ist, dass das Geschehene noch einmal erinnert wird, dass es Wort und Gestalt gewinnen darf.

Er-innern: etwas wieder ins Innere holen.

Ich habe jeder Schülergeneration das Tagebuchschreiben ans Herz gelegt. Meist ohne erkennbare Wirkung. Ich sagte ihnen, dass die ersten Seiten sich sehr merkwürdig anfühlen würden. Man sitzt vor dem Papier und weiß nicht, an wen man schreibt. Die eigenen Sätze klingen fremd, manchmal peinlich, manchmal künstlich. Aber irgendwann kann daraus eine eigene Sprache werden.

Eine einzige Schülerin meldete mir später zurück, dass sie tatsächlich Tagebuch schrieb. Heute schreibt sie Bücher und ist damit erfolgreich.

Natürlich wurde sie nicht allein deshalb Schriftstellerin, weil sie meinem Rat gefolgt war. Aber sie hatte früh damit begonnen, Wahrnehmungen in Sprache zu verwandeln. Sie hatte Erfahrungen nicht nur gesammelt, sondern ihnen eine Gestalt gegeben. So entstand ein Vorrat, aus dem sie später schöpfen konnte.

Und andere konnten daran Anschluss finden.

Vielleicht ist das der Übergang von der eigenen zur gemeinsamen Welt. Ich erlebe etwas, denke ihm nach und gebe ihm eine Form. Was zunächst nur mir widerfuhr, wird für andere erkennbar. Sie entdecken darin nicht dieselbe Erfahrung, aber etwas Verwandtes. Meine Sprache wird zu einer möglichen Tür.

Das Gespräch kann eine solche Tür sein. Das Schreiben auch. Musik, Bilder, Arbeit und Schweigen können es ebenfalls sein. Es gibt nicht die eine richtige Weise, das Erlebte einzuholen.

Meine Frau braucht das Gegenüber. Sie hört im Gespräch, was das Geschehen mit ihr gemacht hat. Ich brauche oft den Satz, der nicht sofort gelingt. Barbara brauchte an jenem Morgen vielleicht nur einen kleinen Widerspruch, um aus ihrem großen Bild wieder in die konkrete Wirklichkeit zurückzufinden:

„Barbara, du bist selbst eine.“

„Ich weiß ...“

In diesem „Ich weiß“ öffnete sich ein kleiner Raum. Der Ärger blieb, aber die Kategorie wurde durchlässig.

Das ist womöglich schon viel. Wir müssen unsere Bilder nicht abschaffen. Ohne Bilder und Begriffe könnten wir uns in der Welt kaum orientieren. Aber sie müssen wirklichkeitsfähig bleiben. Sie müssen einen Menschen eintreten lassen können, der nicht zu ihnen passt. Sie müssen einen Abend aushalten, der menschlich gelingt und politisch schmerzt. Sie müssen eine Erfahrung aufnehmen können, die wir uns nicht ausgesucht haben.

Dazu brauchen wir Muße. Nicht nur die Muße des Ausruhens, sondern die Muße der Erschöpfung, in der die Seele uns nachholen darf.

Ein Erlebnis geht vorbei. Eine Erfahrung bleibt nicht von selbst.

Wir müssen ihr nachgehen.